

Christa Müller

Guerilla Gardening und andere Strategien der Aneignung des städtischen Raums

Erschienen in: Bergmann, Malte/ Lange, Bastian (Hrsg.): Eigensinnige Geographien. Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe, S. 281-288, Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2011

„Wenn dir Land zum Gärtnern fehlt, denk immer daran, dass dir das Land fehlt, während andere mehr als genug besitzen. Es macht also Sinn, Gelände zu bewirtschaften, die anderen gehören... Aus Mangel an eigenem Land zum Guerilla-Gärtner zu werden, ist die natürlichste Sache der Welt.“ (Reynolds 2009: 50)

Dieses Zitat des 29jährigen Briten Richard Reynolds, Autor von „Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest“ – Grundlagenwerk und unverzichtbares Handbuch für jede AktivistIn – verdeutlicht die politische Selbstverortung der Guerilla Gardening-Szene, einer Unterströmung innerhalb der neuen urbanen Gartenbewegung (vgl. Müller 2011). Neben der unverblühten Kritik an den Eigentumsverhältnissen klingt hier der Sex Appeal des selbstbemächtigten Urban Underground an: die Aura der Überschreitung des Erlaubten und die ganz und gar unorthodoxe Gestaltung des eigenen Umfelds – Ingredienzien, die das Guerilla Gardening in der medialen Aufmerksamkeitsskala für urbanes Gärtnern nach ganz oben geschoben haben.

Nicht, dass das Phänomen als solches neu wäre. Schon in den siebziger Jahren eroberten sich türkische EinwanderInnen die Brachflächen der Innenstädte, um Bohnen und anderes Gemüse anzubauen. Ebenfalls ohne zu fragen. Ihre Motivation war dabei nicht der Protest, sondern vielmehr eine naheliegende Subsistenzstrategie. Im Vergleich zu dieser handfesten Versorgungsabsicht wirkt es verspielt oder auch, um einen Begriff aus der Mottenkiste des 68erVokabulars zu bemühen, fast ein wenig „reformistisch“, wenn verkehrsumtoste Inseln mit Saatbomben von Vergissmeinnicht „beworfen“ und dadurch nicht etwa lahmgelegt, sondern lediglich „verschönert“ werden.

Dennoch: Die Guerilla Gardeners deklarieren ihre Aktionen entschieden als politisch. Für sie ist das temporäre Anlegen von Blumenbeeten oder Kartoffelackern in ausgedienten Autoreifen am Straßenrand eine symbolträchtige Intervention im öffentlichen Raum, der zurückerobert werden soll von der einseitigen Belagerung durch Kommerz, Beton und motorisierten Verkehr. Dabei sensibilisieren Guerilla Gardeners den Blick für fehlende Lebensqualität in den unwirtlichen Räumen der Städte und verweisen zugleich auf Planungsdefizite und verfehlte Stadtpolitik. Sie tun dies jedoch explizit nicht im Duktus der politischen der Vorgängergenerationen, sondern bedienen sich doppeldeutiger Kommunikationsformen und Wendungen wie etwa dem ironischen Slogan „Keine Pflanze ist illegal!“ oder schließen sich einem weiteren von Reynolds formulierten straßenkämpferischen Motto an:

„Guerilla Gardening ist eine Schlacht um die Ressourcen, ein Kampf gegen Landmangel, gegen ökologischen Raubbau und verpasste Möglichkeiten. (...) Guerilla Gardening ist eine Schlacht, in der die Blumen die Munition sind“ (Reynolds 2009: 12).

Die neue urbane Gartenbewegung

Zuweilen verstetigt sich das nomadische Guerilla Gardening. Wie im Fall von Rosa Rose, dem vielleicht bekanntesten Nachbarschaftsgarten in Deutschland (www.rosarose-garten.net). Er entstand aus einer spontanen Brachflächenbesetzung im dicht bebauten Berliner Bezirk Friedrichshain. In der Kinzigstraße blieben jahrelang mehrere Grundstücke ungenutzt und verwahrlosten zunehmend. Im Mai 2004 ergriffen einige BewohnerInnen die Initiative und riefen zur „Aktion Nachbarschaftsgarten“ auf. Es kamen unterschiedliche Menschen zusammen, entmüllten die Fläche und bauten einen Gemeinschaftsgarten auf, der offen für alle und für die verschiedensten Arten der Nutzung war. Schnell etablierten sich neben Gemüsebeeten und Kräuterspiralen kleinkulturelle Veranstaltungen und Workshops, ein selbstgebautes und -bespieltes Open Air Kino oder eine Location für Nachbarschaftsfeste, Kindergeburtstage und Freiluftkonzerte.

Rosa Rose ist Teil der seit Beginn des 21. Jahrhunderts in westlichen Großstädten boomenden urbanen Gartenbewegung. Die Bewegung ist jung, bunt und, was die soziale Situierung ihrer Akteure betrifft, heterogen. In Berlin bauen „biodeutsche“ GroßstadtbewohnerInnen Seite an Seite mit türkischen Alteingesessenen am Kreuzberger Moritzplatz Gemüse in Bäckerkisten, aufgeschlitzten Tetrapaks und ausgedienten Reissäcken an (<http://prinzessinnengarten.net>), die ersten Parks werden von Anwohnerinnen und Anwohnern in Eigenregie und in bunter Couleur betrieben (Gemüsebeete inklusive). Auch die Formen changieren: Selbsterntegärten und Bauerngärten siedeln sich an, die Initiative mundraub.org „taggt“ Fundstellen von lokalen Obstsorten via Web 2.0 (www.mundraub.org), die Bewegung der Interkulturellen Gärten wächst weiter (www.stiftung-interkultur.de), Nachbarschaftsgärten, Kiezzgärten, Gemeinschaftsdachgärten entstehen und vernetzen sich untereinander (vgl. Müller 2011 zum facettenreichen Phänomen des neuen urbanen Gärtnerns).

Die Bezugnahme auf Guerilla-Taktiken war womöglich eine der wirksamsten Strategien, mit denen das Themenfeld Gärtnern und Subsistenz, jahrzehntelang befrachtet mit Knappheitsdiskursen und dichotomen Modernisierungsvorstellungen, zu befreien und neu zu kommunizieren. Aufwind gibt zusätzlich die Entstehung eines neuen Selbstverständnisses von Stadt und Urbanität, das ein neues Verhältnis von Kultur und Natur einschließt. Dass die Kultivierung der städtischen Natur mit neuen Formen der Kollektivität verbunden ist, springt unmittelbar ins Auge: Urbanes Gärtnern ist in aller Regel soziales Gärtnern, es ist partizipativ und gemeinschaftsorientiert; der Garten wird als Lern- und Begegnungsort inszeniert und die Nachbarschaft in die Gestaltung des Outdoor-Sozialraums einbezogen. Die so entstehenden Hybride zwischen Stadt und Natur ziehen auch kreative Milieus in den Garten, denn er bietet in seinen neuen Formen vor allem eins: Freiraum im materiellen wie im geistig-künstlerischen Sinne.

Urbanes Gärtnern dient der Selbstversorgung mit frischen, lokalen und gesunden Lebensmitteln, zugleich ist es aber auch Medium und Ausgangspunkt symbolischer Politik. Als der Investor den Rosa Rose-Garten im grünarmen Friedrichshain bebauen will, wird der Nachbarschaftsgarten im Juli 2009 polizeilich geräumt. In Form einer Umzugsparade, die zugleich als Demonstration für eine nachhaltige Stadtentwicklung von unten fungiert, werden die Pflanzen zum Überwintern auf „Asylbeete“ der vernetzten Berliner Gartenszene gebracht. Der Gartenumzug von Rosa Rose, bei dem blumengeschmückte junge Leute Gemüsepflanzen, Büsche und Obstbäume auf Lastenfahrrädern durch Berlin transportierten, war kein unspektakulärer Rückzug, ein Nachgeben gegenüber den Eigentumsverhältnissen; vielmehr wurde der Pflanzentransport positiv gewendet zur Inszenierung, zum großen Auftritt, wie Karin Werner beschreibt: „Der Exodus kam als öffentliches Spektakel zur Aufführung. Langsam und relativ leise bewegte sich die mit Pflanzen beladene Fahrradkarawane durch die Straßen und gab dabei das Bild eines nie zuvor gesehenen Hybridwesens ab, das auf den ersten Blick schwer zu lesen war. Das Kompositum aus Fahrrädern, Menschen und Pflanzen war visuell weit mehr als die Summe seiner Teile. Es bot ein Vexierbild, es gab Rätsel auf, es bleibt beim Publikum unvergessen. ... Der Garten wurde durch die spektakuläre Aktion zu einer singulär markanten visuellen Ikone. Das Gravitätisch-Komische des Auszugs, das Drama der Enterdung und das Grotteske und Schmerzhaft-Seltsame der Dislozierung teilten sich auch ohne viele Worte dem Straßenpublikum mit. Der Gartenexodus war eine ästhetische Intervention mit großer Wirkmacht und ist Teil der kollektiven Erinnerung der Berliner Gartenszene.“ (Werner 2011, S. 65)

Politik und Raum

Dem neuen Politikverständnis, das u.a. in dem beschriebenen Gartenumzug zum Ausdruck kommt, entspricht auch ein neues Raumverständnis. Die avancierte Raumtheorie geht davon aus, dass Stadträume keine leeren Container sind, die Planer lediglich mit Straßen oder Shopping Malls zu „füllen“ haben. Städte werden vielmehr als netzwerkartige soziale Räume beschrieben, die erst durch Handlungen (kognitiv) erzeugt werden (vgl. Löw 2008, S. 37). Wenn das zutrifft, dann irritiert ein innerstädtischer Gemüsegarten oder eine urbane Landwirtschaft den Blick und fordert zu einer neuen Lesart von Stadt auf. Gärtnern in der Stadt ist damit auch eine engagierte Einmischung im öffentlichen Raum, dessen zunehmende Ökonomisierung

skandalisiert wird. Der neue Typus des urbanen Gemeinschaftsgartens unterscheidet sich an diesem Punkt fundamental vom traditionellen Schrebergarten: Es begreift sich selbst nicht als Refugium jenseits des Städtischen, sondern will in einen Dialog mit der Stadt treten und auf ihre Gestaltung Einfluss nehmen. Urbane GärtnerInnen sind häufig Menschen, die sich der Stadtverwaltung als kompetentes Gegenüber präsentieren, die die Nachbarschaft in ihre Aktivitäten einbeziehen und die ein klares Bild von einer grünen, partizipativen Stadtgestaltung von unten haben, in der die Lebensqualität aller im Vordergrund steht.

Postmaterielle Wohlstandsmodelle

Zugleich stellen Teile der urbanen Gartenbewegung die gängigen Wohlstandsvorstellungen in Frage. Sie kontrastieren die Mythen der Moderne mit eigenwilligen sozialen Praxen und postmateriellen Wohlstandsmodellen. Damit ist der Gemeinschaftsgarten als ein Ort des Säens und Erntens zugleich auch Ausgangspunkt politischen Handelns für die, die den ungehinderten und ungenierten Zugriff auf die Ressourcen der Welt beanstanden. Sie gärtnern, um praktisch zu zeigen, wie es besser laufen könnte mit der Lebensmittelproduktion. Sie ziehen Saatgut, tauschen es untereinander, statt Hybridsorten im Baumarkt zu kaufen, sie kultivieren alte Sorten, bevorzugen lokales Gemüse, bereiten es im Idealfall gleich vor Ort zu und verspeisen es – klimaneutral und in bester Qualität – gemeinsam mit anderen Gartennutzern.

Obwohl sich die Akteure nicht explizit als Teil einer „Gegenkultur“ verorten, kann man die urbanen Gartenaktivitäten als Orte des Widerstands gegen die zunehmende Durchdringung eigentlich nicht-ökonomischer Sphären wie dem Sozialen, der Bildung oder der Gestaltung des öffentlichen Raums durch globale Marketingstrategien lesen. So attestiert Karin Werner sowohl dem Vertrauen in Gemeinschaft wie auch dem Zusammensein mit Pflanzen und den damit verbundenen Praxen der Fürsorge ein widerständiges Potenzial gegen die herrschende neoliberale Ordnung, denn die im Garten geforderte verbindliche Hinwendung lässt nur wenig Raum für „Flexibilität“ und andere Anforderungen des neoliberalen Regimes (vgl. Werner 2011).

Die neuen Subsistenzpraxen sind Entgegnungen auf die Zweckrationalität des entfesselten Marktes, der Humankapital ohne Verwertungsperspektive aussortiert und an den Rändern der Gesellschaft ablegt und damit historisch neue Konstellationen von Exklusion schafft. Jeremy Rifkin prognostizierte schon zur Jahrtausendwende, dass die Entwicklung des Kapitalismus, der mit der Vermarktung von Raum und Materie begann, mit der Vermarktung der Zeit und der Lebensdauer von Menschen ende (vgl. Rifkin 2000). Die Frage ist, ob die Sphäre des Sozialen geeignete Mittel findet, dieser mit der fortschreitenden Technikentwicklung sich optimierenden Verwertungsdynamik zu begegnen. Denn die Ökonomisierung zunehmend aller Lebensbereiche stellt nicht nur immer mehr Menschen mit dem Rücken zur Wand, sie bedroht auch das kreative Potenzial einer Gesellschaft, indem sie nahezu jede schöpferische Tat eines Einzelnen, einer sozialen Bewegung oder einer kulturellen Minderheit ansaugt und kurze Zeit später als vermarktbare Produkt ausstößt. Diese spezifische Form der „Enteignung“ eines Gemeinguts wie der kollektiven sozialen Phantasie verschärft die sich verändernden Positionierungen von „Drunnen“ und „Draußen“ zusätzlich.

Zeitgenössische Formen von Subsistenz

Nun ist es ein Signum der Moderne, dass viele Entwicklungen parallel und durchaus widersprüchlich verlaufen. Richtet man den Fokus auf die Leitgröße der Einbettung des Individuums in verlässliche, räumlich und zeitlich überschaubare Lebenszyklen, so steht das Barometer eher auf Tief. Gleichzeitig entstehen jedoch allerorten, wie in den urbanen Gärten, neue Formen des zivilgesellschaftlichen Engagements und vielfältige Entwürfe selbstbestimmter und sinnbehafteter Lebensbiographien. Die jüngeren Formen des Miteinanders sind häufig gekoppelt an alltagsweltliche Subsistenz, und nicht, wie man das in einer hegemonialen Marktordnung vermuten könnte, in erster Linie an Lohnarbeit und Konsum, obwohl auch hier neue Typen der Vermischung entstehen. Die hegemonialen Marktlogiken produzieren zugleich Gegenkodierungen, und das auf verschiedensten gesellschaftlichen Ebenen (vgl. Baier/Müller/Werner 2007).

Eine dieser Gegenkodierungen ist die Wiederentdeckung des Nahraums und die Tendenz zum Regionalen und Lokalen. Beides ist unmittelbar geknüpft an einen weiteren Trend: Selbermachen oder „Crafting“. Sich auf die eigenen Fähigkeiten zu besinnen und die Dinge dort, wo es geht, wieder selbst in die Hand zu nehmen, macht derzeit als eine markante Gegenströmung zum „totalen Konsum“ Furore (vgl. Friebe/Holm 2008). Eigenarbeit, Subsistenz, Selbermachen erleben eine Renaissance, die nicht wenige Feuilletonisten und Zeitdiagnostiker staunen lässt.

Selbermachen ist hier der Versuch, das Eigene trotz tendenziell vereinnahmender und kolonisierender Dominanz des Marktes, der primär vorgefertigte Waren liefert, neu zu entdecken und zu kultivieren. Die Trendforschung spricht in diesem Zusammenhang von „Re-Grounding“ und sieht dafür gleich mehrere Gründe. Einer liegt klar im wachsenden Vertrauensverlust in die Hersteller aufgrund von Praktiken des Greenwashing und mangelnder Transparenz. Silke Borgstedt, Direktorin Sozialforschung beim Sinus-Institut kommentiert: „... was liegt da näher, als gleich selbst zum Hersteller, zum Gärtner zu werden“ (Borgstedt 2011, S. 121). Sie hält die Konzentration auf das Nahumfeld und die damit einhergehende Gestaltung desselben nach eigenen Vorstellungen nicht für einen Rückzug, sondern für eine konsequente, „selbstbestimmte Reduktion von (fremdbestimmter) Komplexität, um sich auf das Wesentliche besinnen zu können. Re-Grounding ist eine Strategie, sich in den dauerhaft unsicheren Verhältnissen einzurichten“ (ebd.).

Postwachstumsgesellschaft

Konsumismus war die Leitkultur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auf ihr fußten Biographien, Sozialsysteme, ja komplette Gesellschaften. Diese Leitkultur gerät nun zunehmend unter Beschuss: Unendliches Wachstum ist eine Illusion und ohne das Schmiermittel Öl nicht möglich – und das wiederum wird knapp. Könnte es also sein, dass die wachsende Einsicht in die illusionäre Grundlage des westlichen Lebensstils die allerorten neu entstehenden Formen der Subsistenz hervorruft? Interessant ist zumindest die Beobachtung, dass sich das Gärtnern in der Stadt keineswegs nur auf alternative Milieus beschränkt und in den Gärten nachhaltige Lebensstilelemente entwickelt werden, die vielversprechend für den vor uns liegenden Transformationsprozess von einer Industriegesellschaft hin zu einer postfossilen Gesellschaft sein könnten.

Langsam setzt sich die Erkenntnis durch, dass Wachstum und Nachhaltigkeit gerade im globalen Maßstab nicht miteinander vereinbar sind, auch wenn das politische Personal noch mehrheitlich am Paradigma festhält, dass Wachstum und Surplus unverzichtbar sind, um auch in Zukunft eine Umverteilungsgesellschaft zu realisieren. Der Oldenburger Ökonom Niko Paech erteilt den regelmäßigen Neuauflagen der Konzepte von qualitativem, entkoppeltem oder dematerialisiertem Wachstum eine deutliche Absage: Am Beispiel des zusätzlichen Energieverbrauchs virtueller Medien wie YouTube, MySpace, Second Life, eBay oder Google macht er deutlich, dass qualitatives Wachstum nie materiellos sein kann und zudem „... ersetzt es das bisherige quantitative Wachstum nicht, sondern verleiht ihm buchstäblich Flügel. Es sind gerade die Wissens- und Kreativitätsschübe, welche der material- und energieintensiven Wertschöpfungsmechanik neue Spielräume zur Expansion eröffnen. Qualitatives und quantitatives Wachstum sind keine Alternativen, sondern untrennbare, einander verstärkende Triebkräfte“ (Paech 2010a, S. 16).

Für Paech kann nachhaltige Entwicklung nur die Kunst der Reduktion sein, ähnlich wie Mitte der neunziger Jahre die Autoren der ersten Wuppertal Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ bereits von einer Suffizienzrevolution sprachen, die die heute in aller Munde befindliche Effizienzrevolution notwendig flankieren müsse. Deshalb zielt eine Postwachstumsökonomie darauf, Expansionszwänge zu überwinden. Solange Bedürfnisse, die einst durch Handwerk, lokale Versorgung und soziale Netzwerke befriedigt wurden, nur mehr durch käufliche Produkte, Dienstleistungen sowie eine komfortable Automatisierung und Mechanisierung erfüllt werden, durch eine fortschreitende Ökonomisierung aller Lebensbereiche also, kann eine zukunftsfähige Entwicklung nicht stattfinden, meint Paech.

Deshalb setzt er klar auf Subsistenz, nämlich auf eine „Reaktivierung nichtkommerzieller Versorgung: Eigenarbeit, handwerkliche Fähigkeiten, (urbane) Subsistenz, Community-Gärten, Tauschringe, Netzwerke der Nachbarschaftshilfe, Verschenkmärkte, gemeinschaftliche Nutzung von Geräten sowie regionale Kreisläufe auf Basis zinslos umlaufgesicherter Komplementärwährungen würden zu einer graduellen Deglobalisierung verhelfen“ (Paech 2010b). Würden diese Strategien mit einer Halbierung der durchschnittlichen Erwerbsarbeit kombiniert, bräuchte der auf Geldwirtschaft und industrieller Arbeitsteilung basierende Komplex nur noch halb so groß sein.

Noch klingt ein Begriff wie „urbane Subsistenz“ (Dahm/Scherhorn 2008) in vielen Ohren wie ein Widerspruch in sich. Bedeutet doch Subsistenz im lateinischen Wortsinn so etwas wie einhalten, innehalten, aus sich selbst heraus bestehen. Die Assoziation zum Rückschritt ist schnell hergestellt. Modernisierungstheorien marxistischer wie auch sogenannter bürgerlicher Provenienz haben das Ihre dazu beigetragen. Der eigentlich wertschöpfende Prozess ist für sie das „Zusammenspiel von Industrie und die Lohnarbeit“ – alles andere wie einfache Warenproduktion, Kleinhandel, Versorgungsarbeit oder kleinbäuerliche Produktion gelten dagegen als vernachlässigungswerte, eben „informelle“ und damit „inexistente“ Faktoren der Produktion, die im Zuge der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung nach und nach überall auf der Welt der (modernen, industrialisierten) Warenproduktion weichen werden. Setzt man aber die Theoriebrille des linearen Modernisierungsblicks ab, entdeckt man an immer mehr Orten „die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, die Ernst Bloch schon im frühen 20. Jahrhundert als Kennzeichen der Moderne identifizierte.

Die neuen Gärten gehören zu den Orten, an denen die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen derzeit zu besichtigen ist; ihre Protagonisten sind StädterInnen des 21. Jahrhunderts, verortet im Hier und Jetzt, ausgestattet mit Laptops und Handy, und dennoch skeptisch, was die Fortschrittsversprechen angeht, müde und überdrüssig, was die Vereinnahmung und Enteignung durch die Warenwelt betrifft und voller Neugier und Einfallsreichtum, wie die kommenden Herausforderungen wie Peak Oil und Peak Soil zu bewältigen sein können. Produktive Orte eben, in einem umfassenden Sinne.

Literatur

- Baier, Andrea/ Müller, Christa/ Werner, Karin (2007): Wovon Menschen leben. Arbeit, Engagement und Muße jenseits des Marktes. München: oekom
- Borgstedt Silke (2011): Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Müller (2011): 118-127
- Dahm, Daniel/ Scherhorn, Gerhard (2008): Urbane Subsistenz. Die zweite Quelle des Wohlstands. München: oekom
- Friebe, Holm/ Ramge, Thomas (2008): Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen den Massenkonsum. Frankfurt/New York: Campus
- Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Müller, Christa (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom
- Paech, Niko (2010a): Unabhängig leben: Strategien gegen Wachstumstreiber. In: BUND magazin 02/2010. S. 16-17
- Paech, Niko (2010b): Die Legende vom nachhaltigen Wachstum. Ein Plädoyer für den Verzicht. In: Le Monde Diplomatique vom 10.09.2010
- Reynolds, Richard (2009). Guerilla Gardening. Ein botanisches Manifest. Freiburg: orange press
- Rifkin, Jeremy (2000): Access. Das Verschwinden des Eigentums. Campus: Frankfurt/New York
- Werner, Karin (2011): Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstandes gegen die neoliberale Ordnung. In: Müller (2011): 22-53